

## I. Heitere Tage

### 1.

Rhea hielt einen Augenblick inne. Das Abendlicht spielte in den Blättern der Ulme, fing sich darin wie in moosgrünen Käfigen, färbte, wo es auskam, den Rasen golden. Lavendel, Lupinen, Hortensien weiter hinten leuchteten cremefarben, lila, blau, gaben den letzten Blüten der Rose, die mit ausladenden Zweigen den Zaun berankte, den passenden Rahmen, den Kontrapunkt.

Am Teich ließ sich eine Libelle nieder, balancierte eine Weile auf einem Seerosenblatt, startete wieder, durchflog einen Lichtstrahl, nichts wissend über die Schönheit, die Vergänglichkeit des Moments, mit Sicherheit ahnungslos über die eigene Anmut zwischen Weideröschen, Iris, Lobelien, Klee.

Rhea stand andächtig, wie in der Kirche. Sah hinüber zur Terrasse aus Sandstein und Rosenholz mit den hohen grauen Tontöpfen, vom Gärtner bepflanzt, in denen die letzten Sonnenhüte wuchsen und Lampions der Physalis im Abendrot glühten.

Auf dem Glastisch, von acht weißen Rattanstühlen umstanden, lagen aufgeschlagen Bücher und Skripten von Sophia. Von Sophia selbst fehlte jede Spur.

Lächelnd unterdrückte sie den heftigen Impuls loszugehen, Bücher und Skripten zu nehmen, sie zusammenzuklappen und ins Haus zu tragen. Ihre Tochter neigte zur

Schlamperei, tat ihre Rügen seit der Zeit der Volksschule mit lässigem, jungmädchenhaftem Abwinken ab.

„Mach dir keine Sorgen, ich finde schon alles“, pflegte sie zu sagen und in ihr Zimmer zu verschwinden, um abends abgekämpft im Wohnzimmer zu erscheinen und so unauffällig wie möglich nach ihrer Habe zu suchen. Sie lernte seit Wochen für eine Reihe von Prüfungen, mit denen sie das Bachelor-Studium abschließen wollte, um ein Stipendium für das Master-Studium in London zu erhalten, was Rhea für höchst erfreulich hielt: Sophia hatte offenbar ihren Ehrgeiz geerbt, ihre hohe Intelligenz, ihr Durchsetzungsvermögen. Die Schluderie musste sie allerdings von Ferdinand haben, niemand sonst verschmiss so viel wie Ferdinand! Sogar den Ehering hatte er neulich verlegt, worauf sie eine vage Beklemmung befallen hatte, ähnlich der Beklemmung, die sie manchmal befiel, wenn sie Gewebe untersuchte, das von Krebszellen so durchseucht war, dass der unausweichlich nahende Tod des Patienten ins Material geradezu eingewoben schien.

Der Ehering war wieder aufgefunden worden, in Ferdinands rechter Hosentasche, und sie hatte ihr Gleichgewicht wieder erlangt in dem Wissen, dass der Ehering am Finger von Ferdinand Indiz dafür war, dass sie zusammengehörten. Indiz dafür, dass er sie immer noch liebte. Indiz, dass all dies, was sie vor sich erblickte, wenn sie sich drehte, drehte und den Garten betrachtete, das Haus mit den sauberen, weiß gerahmten Fenstern, den Lärchenholz-Einsätzen, dem toskanischen roten Dach, in dem sich schmale Glasteile befanden, die das Licht einließen – wenn sie sich drehte und zum Swimmingpool schaute, der sich wie selbstgewachsen, wie selbstverständlich dem Ende des Schilfrohr umstandenen Teichs anschloss: dass all dies, was sie ringsum im Abendlicht ausmachte, von Ferdinand und ihr geschaffen worden war.

Ein lauer, kleiner Wind bewegte die Blätter, ein heiterer Lufthauch, der sie bewog, die Augen zu schließen und ihm

nachzuspüren. Wundersame Gegenwart des Augenblicks! Man müsste ihn festhalten, ihn aufhalten können, ihn davon abhalten können, zu vergehen.

Aber nichts verging ja, nichts entschwand – sie durfte ins Haus: zu Ferdinand, Sophia, Plinius, Aurora ...

Aurora, die behände aus dem Wäldchen gelaufen kam, das der Gärtner im Frühling angelegt hatte aus Akazien, Ebereschen, Felsenbirnen, Wildrosen – Aurora, die flink über die Blumenwiese sprang, auf der Steinmauer balancierte, über den Klinkerweg lief. Die den Schritt gleich verlangsamte, als sie Rhea entdeckte, selbstsicher, geschmeidig herangeschlichen kam, sich ihrer Schönheit und Jugend restlos bewusst, und sich, schon schnurrend, an ihre Beine schmiegte.

Rhea lächelte, siegesgewiss. Dann nahm sie Aurora hoch, drückte sie an sich und ging ungewohnt langsam, leise singend zur Tür.

## 2.

Sie blieb eine Weile im Erdgeschoss stehen. Setzte, weil sie zappelte, Aurora nieder, die mit eiligen Schritten die Holzstiege hochstürmte und oben geräuschlos ins Ungewisse verschwand. Dann stand sie und lauschte auf Laute von oben, unbeschwert, immer noch heiter, nein, glücklich – darüber, dass alles war, wie es war.

Glück, dachte sie hemmungslos, Glück, Glück, Glück. Es nur denken, nicht laut sagen, dieses Wort ausprobieren; nur vorsichtig hinfühlen, solange es ging. Griff man hinein, konnte es platzen, springen, konnte ausrinnen, fortlaufen, wer weiß, wohin? Doch da öffnete sich rechts die Milchglastür zur Küche, und Plinius rannte direkt in sie hinein, fing sich, schüttelte sich und hetzte über die Stiege, Aurora hinterher, die oben, am Treppenabsatz, ärgerlich fauchte.

Rhea regte sich, schlüpfte aus den Pumps. Schob sie in die Zeile aus Mädchen-, Frauen- und Männerschuhen, die dicht nebeneinander unter der Garderobenwand warteten, von der Hausperle wie Kinder in Reih und Glied gestellt. Dann hingte sie die Jacke auf einen der Kleiderbügel und den Kleiderbügel auf einen der Messinghaken.

Ferdinand hasste es, wenn sie *Hausperle* sagte. Sie aber fand das Wort ausdrucksstark. Es drückte aus, was Etta war. Wäre das Haus eine Auster gewesen, wäre Etta die Perle, die die Auster hervorbrachte. Wie die Perle das schmutzige Sandkorn umschloss und auf diese Art das Sandkorn unschädlich

machte, so machte Etta den Schmutz unschädlich, der die Villa von innen her beständig bedrohte.

„Raumpflegerin“, sagte Ferdinand immer. „Etta ist *Raumpflegerin*, liebste Rhea! Das Wort *Hausperle* ist altmodisch und dazu noch respektlos.“

Doch es gab, so fand sie, kein schöneres Wort. Und vor allem kein passenderes für die brave Etta, die im Obergeschoss des Hauses ein Zimmer bewohnte und damit zu jeder Zeit verfügbar war. Kam Plinius aus dem herbstlichen Garten gestürmt, Laub und Zweige im Fell, das schwarz und zottelig war und nur gelegentlich von Ferdinand gebürstet wurde, brauchte nur Etta gerufen zu werden, und schon konnte man sicher sein, dass kurze Zeit später aller Unrat beseitigt war, der nicht ins Haus gehörte. Ließ Rhea einen Teller fallen, sprang Etta herbei und beseitigte das Unglück mit Besen und Schaufel. Warf jemand ein Glas Wasser, Tee oder Saft um, war Etta zur Hand, die auf wundersame Weise in wenigen Sekunden die Flüssigkeit entfernt hatte, mit geheimnisvollen Tricks, ein paar Tüchern, etwas Spülmittel – Magierin, Grande Dame ihres Fachgebiets.

Rhea lächelte und betrat die Küche. Ferdinand, fiel ihr ein, war noch nicht zu Hause, er gab freitags Nachhilfe für einen seiner Schüler, der ehrgeizig, aber vollkommen unbegabt war. Anschließend musste er zur Konferenz. Er hatte vor kurzem den Einfall gehabt, zum gemeinsamen Etat mehr beitragen zu wollen als sein durchschnittliches Gehalt als Mathematik- und Physiklehrer.

Rhea hatte das nicht verstanden.

„Aber das ist doch nur logisch“, hatte Ferdinand erklärt, im Frühsommer, draußen auf der Terrasse. „Du verdienst so viel mehr, und ich *will* etwas beitragen.“

Und Rhea hatte entgegnet, dass er nichts beitragen müsse – er trage genug bei, indem er sie liebe. Aber Ferdinand hatte den Kopf geschüttelt und ihr klar zu verstehen gegeben, dass starrköpfig sei, wie sie seit jeher das Missverhältnis ignoriere,

das sich aus ihren Berufen ergebe. Und dass er sich beständig erniedrigt fühle, weil sie als Pathologin eine bessere Stellung habe, größere Achtung, ein höheres Einkommen.

Weil sie dann gelacht hatte, war er verstimmt gewesen und hatte es vorgezogen, golfen zu gehen. Und Rhea hatte nachgedacht und es dennoch nicht verstanden. Wieso reagierte er so überaus empfindlich? Lag es an Ferdinands Selbstbewusstsein, das durch ihre vermeintliche berufliche Größe leicht herabgesetzt, nein, deutlich und zu Unrecht reduziert war? Lag es an der unterschiedlichen sozialen Bewertung des Berufs des Lehrers und jenes des Arztes? Durfte eine Frau nicht mehr verdienen als ein Mann, weil das Gleichgewicht zwischen ihnen – völlig grundlos – dann nicht stimmte; durfte sie maximal so viel verdienen wie er – besser aber weniger, damit er sich gleichberechtigt und angesehen fühle? Lag es daran, dass sie Oberärztin war in einer der bedeutendsten Kliniken der Stadt, lag es daran, dass sie Kongresse besuchte, ihre Meinung gefragt war in kritischen Fällen, dass Prominente wie Schauspieler und Sänger sie aufsuchten und ihre Prognosen hoch anerkannt waren?

Doch was änderten die Nachhilfestunden daran? Was änderte ein zusätzliches Einkommen daran – Geld, das sie im Grunde überhaupt nicht benötigten, die paar Stunden für Ferdinand, die gemeinsame Zeit stahlen? Lieber wäre sie mit ihm auf der Terrasse gesessen, lieber hätte sie mit ihm über den Rasen geschaut, zu den rosa Anemonen, dem verblühenden Phlox, lieber hätte sie mit ihm über Zeiten gesprochen, die nun leider vorbei waren, weil Sophia bereits groß war: Babyzeiten, so immens rasch verstrichen, dass es Rhea bisweilen unfassbar erschien – unfassbar, wenn sie heute Sophia ansah, die gerade noch schreiend in ihren Armen gelegen war, Karottenbrei quietschend auf dem Esstisch verteilt, auf der Wickelunterlage gestrampelt hatte, mit blauen Babyaugen die Drehung des Mobiles verfolgend, das über ihrem Kopf hin- und herschaukelte. Zeiten, in denen sie durch

den Garten rannte, kreischend, feixend mit buntem Kleidchen und Sonnenbrille, Kopfstände probierte, Purzelbäume schlug, lachend ins Gras fiel, Wolken zählte, allerlei Formen und Gestalten darin fand, aufsprang, durch den Wasserstrahl des Rasensprengers lief, Löwenzähne, Gänseblümchen, Halme pflückte, die sie Rhea ehrfürchtig und zärtlich hinhielt. Zeiten, in denen sie durchs Wohnzimmer schritt, mit schillernden Tüchern als Elfe verkleidet, Wangen und Lider mit Rheas Schminkstiften bemalt, in ihr Zimmer verschwand, wo das Märchenschloss stand: ineinander verschränkte Stühle, mit Decken behängt, unter denen sie Stunde um Stunde verbrachte.

Sie streckte sich, lächelte, schaute sich um. Im Westfenster glühte die untergehende Sonne, färbte Kirschholzdielen, Hängeschrank, Eichentisch rot. Sie starrte eine Weile wie verzaubert hinaus, erwischte erneut die schaukelnde Woge, ließ sich von ihr tragen, durchwoben von Glück.

Durchdrungen von mir selbst, phantasierte sie heiter, und gleich darauf dachte sie abermals: Sophia. Die neugierige, fröhliche, etwas starrsinnige Sophia, die wie alle jungen Leute ins Leben stürmen wollte. Zwanzig mittlerweile und doch noch Mädchen. Kind. Unversehrt, heil, in ihrer Welt satt und selig, gut aufgehoben, sicher zwischen Ferdinand und mir. Schläft nachts noch immer nicht ohne ihre Puppe, die am Rande ihres Polsters Wache hält, worüber sich Ferdinand manchmal lustig macht.

Als Ferdinand zuletzt über ihre Puppe gescherzt hatte – erst kürzlich, im Sommer, wohl Juli, August –, war Sophia auf ihn zugestürzt, und Ferdinand hatte sich prügeln lassen, um geschwind nach ihren wedelnden Fäusten zu greifen und sie so lang zu kitzeln, bis sie zu lachen anfang. Sie selbst hatte einen Augenblick über die Möglichkeit nachgedacht, sich zwischen Sophia und Ferdinand zu stürzen, hatte es dann jedoch unterlassen. War es nicht schön, ihnen zuzuschauen? Die Freude der beiden mitanzusehen, Betrachterin zu sein,

stilles Publikum? Indem sie bloß zusah, erfuhr sie dreifaches Glück, nicht nur das eigene: einfach, einzeln.

Sie war ihrem Gedankengang nachgehangen. War er wahr, war er stimmig? War er merkwürdig, falsch? Und dann hatte Sophia sich auf einmal erhoben und vorgebracht, sie habe sich nun endgültig entschlossen, für den Erhalt des Stipendiums in London zu lernen, und Ferdinand hatte heftig in die Hände geklatscht und gerufen, er finde die Idee grandios. Und sie selbst, die abrupt einen Stich gespürt hatte, plötzlich und unvermutet in der Gegend des Herzens, hatte Sophia gratuliert und übers Haar gestrichen.

Doch Sophia, die Studentin, hatte sie unwillig abgeschüttelt, hatte die Schultern zurückgenommen, den Rücken gestreckt und war mit den Skripten unterm Arm in ihr Zimmer marschiert, wo sie blieb, bis Rhea zum Abendessen rief.



### 3.

Wie langweilig Klassenkonferenzen doch waren! Man saß und wartete, dass die Zeit verging. Wozu man sie überhaupt einberufen hatte? Zum Thema Skikurs hätte man ebenso gut Informationsblätter verteilen und ein paar Tage vor Abfahrt ins *Bellini* gehen können, um dort bei Chianti und Pizzabrot alle Fragen und Ungereimtheiten aufzuklären.

Es war aber ohnehin jedes Mal dasselbe: Busfahrt ins Gebirge mit einiger Verspätung, weil Mahlzahn, Schneider, Benrath und Justus zum Treffpunkt wie immer zu spät gekommen wären, sechs Tage Skifahrt auf präparierten Pisten – fünf Gruppen für die Fortgeschrittenen, eine für die Anfänger –, Ausflug ins Dorf, letzter Tag, bunter Abend, Rückfahrt mit dem Bus und Ankunft mit Verspätung, weil Mahlzahn, Schneider, Benrath und Justus zum Treffpunkt wie immer zu spät gekommen wären. Aufgeregte Eltern, die das Schulgelände zuparkten; aufgekratzte, erschöpfte, wind- und wetterverbrannte Kinder, die hemmungslos durcheinanderschreien, Skier und Koffer verwechseln und den Schulhof erst nach Stunden verlassen würden. Und am nächsten Tag, acht Uhr: verschlafene Gesichter, ratlose Blicke, Gehirne, die für Algebra abgeschaltet wären, aber Finger, die emsig Zettelchen beschrieben, die sie unter den Tischen den Sitznachbarn weiterreichten.

Glaubten sie immer noch, man merke das nicht? Dachten sie, Lehrer seien so zerstreut oder einfältig, dass sie Streiche,

die sie selbst ihren Lehrern früher spielten, über die Jahre vergessen hatten?

Er hatte das neulich mit Cleo besprochen. Aber Cleo, unverbesserliche Philanthropin, die für jeden ihrer Schüler ins Messer gelaufen wäre, hatte ihn nur teilnahmsvoll angesehen.

„Aber Ferdinand“, hatte sie freundlich begonnen und mit den unglaublich langen, schwarzen Wimpern geblinzelt, deren Anblick ihn jedes Mal so irritierte, dass er mehrere Sekunden lang nicht denken konnte, „es sind *Kinder*. Großartige Seelen auf ihrem Weg ins Leben!“

Ferdinand hatte das kryptisch gefunden. Dennoch war er willens gewesen, Cleo zu glauben. Oder wenigstens ernst zu nehmen, was Cleo sagte.

Gerade saß sie aufrecht zwischen Müller und Walm, das runde Gesicht erwartungsvoll, wachsam. Sie hing mit ihren Augen an den Augen Meier-Landshuts, der sich anschickte, aufzustehen und im Konferenzraum umherzusehen. Alles an Cleo sah aufmerksam aus: Sie war eine heillos intensive Frau, die nie müde, gelangweilt oder erschöpft zu sein schien, immer lebendig, von einer Kraft durchdrungen, die jede Pore, jede Zelle ihres Wesens erfüllte. Woher sie die immense Vitalität wohl nahm? Sie war dreiunddreißig, Single und kinderlos und unterrichtete zwanzig Stunden Musik und Zeichnen – nette, aber vollkommen unnütze Fächer, da niemand sie ernst nahm, weil gleichgültig war, welche Note am Ende im Zeugnis stand.

Ferdinand rückte sich im Sessel zurecht. Es war heiß im Konferenzraum, alle Fenster geschlossen. Meier-Landshut hatte das Wort erhoben, schwang eine langatmige Meier-Landshut-Rede über Benrath und Justus, die zwei Wackelkandidaten, Rüpel, vor denen sich Müller fürchtete. Müller hatte gelegentlich anklingen lassen, dass Benrath das Zeug zum Amokläufer habe und Justus der klassische Mitläufer sei – eine explosive Mischung, keinesfalls zu unterschätzen. Man könne nicht wissen, was die beiden ausheckten, er fühle

sich im Unterricht beträchtlich gefährdet. Und am Skikurs seien zweiundsiebzig Menschen beteiligt – nicht auszudenken, was los wäre, wenn Benrath durchdrehe!

Meier-Landshut, gewichtig, mit weißem Kopfhaar und Schnurrbart, schlug vor, über die Knaben abzustimmen, obwohl er als Klassenvorstand dafür plädiere, allen Schülern die Chance zu geben, den Skikurs zu besuchen, selbst wenn Justus im Augenblick Verhaltensstörungen zeige, die ein annehmbares Ausmaß bei weitem überstiegen.

Ferdinand schaute auf die Rolex Cellini, die ihm Rhea vergangene Ostern geschenkt hatte. Schon viertel nach sechs, er wollte nach Hause. Oder mit Cleo im *Bellini* einen Wein trinken. Dann könnte er Cleos Gesicht bestaunen, ganz aus der Nähe, offen, ohne Skrupel. Schaute er jetzt, während der Konferenz, zu ihr hin, musste er sich vorkommen wie ein Voyeur. Es war ihm, als schaue auch Meier-Landshut zu ihr, der noch immer nicht fertig war mit seinem Gerede. Er redete, als rede er nur für Cleo. Und Walm war komplett in sich zusammengesunken, wohl nervös, weil er gleich neben Cleo saß, die vor Schönheit und Kraft nur so funkelte und strahlte: alles in ihrem Umkreis zu beleuchten schien.

Er wusste, es kam nicht nur ihm so vor. Er wusste, dass Cleo begehrenswert war. Müller, Meier-Landshut, Walm und die anderen munkelten im Lehrerzimmer über ihr Aussehen, was Ferdinand befremdend fand, geradezu grotesk. Man besprach doch das Aussehen von Kolleginnen nicht! Man konnte über Fachwissen und Hilfsmittel diskutieren, die Kolleginnen zur Bändigung von Schülern einsetzen. Aber nicht über Nasenlängen und Tailenumfang. Schon gar nicht über Farben und Formen von Augen! Er konnte nicht erwarten, dass nur *er* bemerkte, was für spektakuläre Augen Cleo besaß. Aber dass man sich darüber auch noch austauschen musste – dafür hatte er nicht das geringste Verständnis.

Vielleicht konnte er heimlich einen Blick von ihr erhaschen: so schauen, dass kein anderer merkte, dass er schaute.

Er sah sich verstohlen im Konferenzraum um, sah Müller mit Kuli in ein Quart-Heft kritzeln, sah Miriam weiter hinten aus dem Fenster in den Hof schauen und Seifert, den alle *Herr Oberst* nannten, Direktor der Schule, bereits weit über sechzig, mit ernsthafter Miene Meier-Landshut betrachten. Dann schaute er wie zufällig zu Cleo hinüber, die im selben Moment aufsaß, direkt in seine Augen.

Ferdinand klopfte das Herz bis zum Hals. Er schwitzte in seinem Hemd, er öffnete einen Knopf. Er war unfähig, den Blick von Cleos Augen zu nehmen: ein helles bernsteinfarbendes, ein dunkles grünes. Und die Iris in mandelförmige Lider gefasst, mit diesen absurd dichten und langen, schwarzen Wimpern.

Er hatte noch nie solche Augen gesehen – eine Laune der Natur: phantastisch, genial. Und nie war er sicher, welches eindrucksvoller war und ob sie, beide gleichfärbig, von ebenso grandioser Schönheit wären. Es war, als käme Cleo aus einem anderen Reich, dem Feenreich, der Sphäre der Zauberer oder Hexen: Wesen, die nicht greifbar, nicht irdisch waren, aber Kräfte besaßen, die heilen konnten.

Ob Cleo ihn, Ferdinand, heilen konnte? Heilen vom Alltag, der dreierlei war: langweilig, behaglich und nervenaufreibend, selbst wenn er den Eindruck hatte, dass die Schüler ihn mochten und ihm diese Zuneigung Zuversicht gab. Er hatte inzwischen sogar den Ruf des Beschützers: Wenn ein Schüler ein Problem hatte, so kam er zu ihm und nicht zu Meier-Landshut oder etwa zum Oberst, der im Umgang mit Kindern ahnungslos war. Sicher, er hatte den gewaltigen Vorteil, dass er selbst ein Kind hatte, an dem er probieren konnte. Aber gäbe es den Golfplatz nicht, beim Schönberg-Wald hinten, er wüsste nicht, wie er ertragen würde, fünf Tage die Woche in der Klasse zu stehen, um Physik und Mathematik in Köpfe zu bekommen, die prinzipiell mit anderen Dingen beschäftigt waren. Und dass er Rhea erklärt hatte, mehr arbeiten zu wollen, hing mit nichts als der zaghaften Hoffnung

zusammen, eine unmöglich zu durchschauende Ausflucht zu haben, wenn er in Wirklichkeit Cleo traf.

Cleo wandte den Blick nicht ab. Sie fixierte ihn, als wolle sie ihn nie wieder loslassen.

Ferdinand erfasste eine leise Panik. Er hing an diesen Augen wie festgeklebt, dem bernsteinfarbenen hellen, dem dunklen grünen, während Meier-Landshut das Wort an Walm übergab. Meier-Landshut setzte sich, und Walm stand auf, stemmte seine ganze Leibesfülle hoch, stand wie ein schwitzender kleiner Buddha am Tisch. Dann fing er schnarrend zu reden an, langatmig, ausufernd, trocken, monoton, während Cleo ihn gnadenlos mit ihren Augen gefangen hielt.

Was dachte sie sich, was wollte sie von ihm? Ihre Augen verboten ihm wegzusehen, er starrte hinein wie hypnotisiert. Bloß weil sie zwei Mal im *Bellini* gesessen waren und zusammen über Kollegen und Begebenheiten gescherzt hatten, die sich täglich in der Schule und deren Umkreis zutrug, hatte sie noch lange kein Recht, so zu schauen! Ihn anzusehen, als müsse sie etwas Wichtiges mitteilen: als müsse sie durch ihren Blick etwas Dringendes vermitteln. Als wolle sie eine dauerhafte Verbindung herstellen, deren Ausgangspunkte jeweils ein Augenpaar war. Er hatte eine Ehefrau, das wusste sie doch: Rhea, die Onkologin, Rhea, die Pathologin. Koryphäe auf dem Gebiet der Krebsfrüherkennung. Hochattraktiv wie intelligent; präzise, ja übergenau in allem, was sie tat, vielleicht etwas neurotisch bei aller Unfehlbarkeit. Ein wenig fade mitunter vor lauter gutem Geschmack. Zwänglich, oft unsicher in emotionalen Dingen, doch als Mutter überragend, als Ehefrau liebevoll. Darum zweifellos eine kluge Wahl!

Er bemerkte, wie er anfang, sich an Rhea festzusaugen, um Cleos Blick besser ertragen zu können, bemerkte, wie er Rhea im Geist beschrieb, als wäre sie eine Ware, die man anpreisen musste. Er zählte Eigenschaften auf, die zu ihr gehörten, sie aber als Mensch, als seine Frau nur umschrieben: Rhea war mehr als ein Bündel von Attributen, das man schnüren und

einem anderen vorlegen konnte, zur Darstellung, zur besseren Charakterisierung. Rhea war Rhea, seit zwanzig Jahren seine Frau, inzwischen gewissermaßen Teil seiner selbst. Doch alles half nicht gegen die Blicke von Cleo und die grauvoll drückende Schwüle im Konferenzraum.

Fast gewaltsam riss er sich vom Sessel los, wandte sich um und marschierte zum Fenster. Alles konnte gut gehen, wenn er zum Fenster marschierte. Alles konnte gut gehen, wenn er das Fenster öffnete.

Walm, Meier-Landshut wandten die Köpfe, und als wäre die Tatsache, dass er aufgestanden war und jetzt mit einem Handgriff das Scharnier entriegelte, ein Grund, seine Rede einzustellen, verstummte Walm unvermittelt, und alles schwieg.

Ferdinand atmete tief frische Luft, kehrte um, ließ sich nieder und senkte den Kopf. Er musste jetzt aussehen wie ein bockiger Schüler, doch er dachte nicht daran, etwas beizutragen, selbst wenn er einer der besten Skifahrer war, im vergangenen Jahr Skikursleiter und Begleiter der ersten Gruppe. Die Aussicht, mit Müller und Meier-Landshut am Lift zu fahren, trieb ihm wie jedes Jahr Tränen in die Augen. Und Cleo gehörte dem Skikursteam nicht an, saß lediglich als Schriftführerin auf ihrem Platz im Konferenzraum, weil sich Müller gewünscht hatte, sie dabei zu haben. Er selbst hätte sie gerne beim Skikurs dabeigehabt, wenn nicht als Skilehrerin, so zumindest zur Stimmungsaufhellung.

Er wagte nicht, abermals zu ihr hinüberzuschauen, weil er über den Sinn ihres Blickes nicht sicher war: Genauso gut hätte sie in die Luft starren können, aus purem Zufall ausgerechnet in seine Richtung, einem Tagtraum nachhängend, den er instinktiv verwechselt hatte mit exklusiver Aufmerksamkeit und Interesse an ihm.

Er ergriff seinen Kuli und bekritzelte das Blatt, das er kürzlich aus den Tiefen seiner Tasche gefördert und zur Sicherheit vor sich auf den Tisch gelegt hatte, zeichnete einfache geometrische Muster: Dreiecke, Kreise, Quadrate, Rhomben,

die alle miteinander verbunden waren. Manche schraffierte er, andere ließ er weiß, weitere versah er mit Punkten und Strichen, während endlich der Oberst das Wort ergriff und Beschwerden und Verfehlungen vom letzten Skikurs auf führte.

Dann hob er den Blick und betrachtete den Oberst, der die Worte wie Meier-Landshut zu Cleo hin sagte, als wäre sie die geeignete Annahmestelle.

Wie erstrebenswert Weintrinken mit Cleo doch war! Jene Male, die sie spontan ins *Bellini* gegangen waren, um Ruhe nach aufreibenden Schultagen zu finden, waren Musterbeispiele für gelungene Abende gewesen, Offenbarungen zwischenmenschlicher Kommunikation. Aber ganz ohne Hintergedanken, nur so unter Kollegen, die bemerkt hatten, dass sie einander sympathisch waren. Schon die Trinksprüche, die sie gemeinsam erfunden hatten, waren so launig gewesen, dass er laut philosophiert hatte, wie bereichernd eine Freundschaft mit Cleo sein könnte: eine zwanglose Kameradschaft mit einer Kollegin, einer Frau.

Im *Bellini* hatte Cleo vor guter Laune gesprüht, er hatte sich vor den Funken schützen müssen. Auch darüber hatten sie eine Weile geschertzt. Dann war über Walm und Meier-Landshut gesprochen worden und natürlich über den Oberst, den man besprechen *musste*, weil er so arglos auf dem Gebiet der Pädagogik war wie Vögel auf dem Gebiet des Fahrradfahrens. Er selbst hatte schließlich über den Skikurs gesprochen und Anekdoten aus dem vergangenen Winter erzählt, die besonders die Lehrer schlecht aussehen ließen, und Cleo hatte mit Witzen aus dem Lehrerzimmer gekontert, die so fabelhaft erzählt waren, dass er Tränen gelacht hatte.

Nach dem fünften Chianti hatte er dummerweise gehen müssen, weil Rhea sich meldete, die ihn zu Hause vermisste, was er bedauerlich fand, weil er sich sagenhaft wohlfühlte und den Fluss dieses Abends nicht unterbrechen wollte.

Erst gegen Mitternacht war er nach Hause gekommen, gut

gelaunt, wie entzündet durch Cleos Stimmung. Er hatte sich ins Bett gelegt und plaudern wollen. Aber Rhea war auffallend schweigsam gewesen – erst schweigsam, dann schnippisch, und hatte nach einer Weile mit Nachdruck darauf hingewiesen, dass sein Ehering fort sei: von seinem Finger verschwunden, was er selbst weder tragisch noch besprechenswert fand. Im Gegenteil, er hatte den Wirbel nicht verstanden, den sie machte, weil er später als sonst zu Hause erschien und weil sich der Ring nicht am Finger befand.

Er hatte es vorgezogen, rasches Einschlafen vorzutäuschen – wie berauscht, schon entrückt: in Gedanken bei Cleo, von der er bald kurz, aber wohltuend geträumt hatte. In seine Träume konnte Rhea ihm, gottlob, nicht folgen.



## 4.

Lächelnd ging Rhea in die Küche zurück, nachdem sie Sophias Nachricht gehört hatte: Sie werde sich um dreißig Minuten verspäten, die Prüfung habe länger gedauert als erwartet. Man könne auch ohne sie mit dem Essen beginnen.

Sie betrachtete das Gratin, das im Ofen garte, und handierte am Zeit- und am Temperaturschalter, um es warm zu halten, bis alle zu Hause waren. Sie hatte es mit Liebstöckel und Kerbel gewürzt, die sie im Garten geschnitten und so fein gehackt hatte, dass Sophia die Kräuter nicht auffallen konnten, die seit jeher eine Abneigung gegen Gesundes hatte.

Sie dachte an die kleine Sophia zurück. Unmöglich, ihr Spinat oder Erbsen zu geben, sie pflegte, was sie Grünes in den Mund bekommen hatte, binnen Sekunden auszuspucken. Und wie sie schon als Baby auf Süßem bestanden hatte – eine Vorliebe, die sie auch heute noch hegte, Pudding und Eis, das ihr Rhea gern kaufte. Gelegentlich musste man Sophia jedoch schützen: vor Zucker und Fett, weil Zucker und Fett den Stoffwechsel störten, den Blutdruck veränderten, die Adern verstopften, aber Kinder davon nichts wissen wollten. Darum musste gekocht werden, was gut und gesund war, und das durfte sie keinesfalls Etta überlassen – wozu war sie Ärztin mit Zusatzausbildungen, zu denen die Gesunde Küche gehörte? Gerade Kindern musste man Hilfen mitgeben, die sie später im Leben schützen konnten.

Bestürzt hielt sie inne, stützte sich ab. Der Küchentisch schwankte, kippte weg. Sekundenlang stand sie, allein gegen den Schwindel, der auf geisterhafte Art wiedergab, was sie dachte und fürchtete. Alles konnte weggleiten, alles schwinden. Alles konnte erliegen, alles kaputt gehen. Wie sollte sie Sophia vor dem Schlimmsten bewahren, die in wenigen Wochen schon ins Ausland wollte? Und wieso musste sie zeitweise an das Fürchterliche denken, das zum ungeeigneten Zeitpunkt als Trugbild erschien, ihr mitunter wie ein Würge-seil die Luft abschnitt?

Sie schluckte und atmete tief aus und ein, bekam auf diese Weise das Schwanken in den Griff, die Bewegung, die Drehung, die die Küche vollführte. Dazu lachte sie auf, lachte sich selbst laut zu. Lachen half, sie wusste das! Half, um das Gefühl der Bedrohung zu lösen, das sie manchmal, sehr selten, wie ein Spuk überkam, sie ungeahnt anfiel, aus der Tiefe heraus. Half, Zuversicht und Ruhe herbeizuzaubern, Vertrauen aufzuspannen gleich einem Tuch, einem Fallschirm, in den man sich unverzagt hängen konnte, um sorglos und sicher wieder zu Boden zu gleiten.

Was befasste sie sich auch mit Bedenken und Zweifeln? Sophia würde mit Sicherheit vernünftig handeln, ihr Studium abschließen und ein glückliches Leben führen, genau wie sie selbst ein glückliches Leben führte. Sie war – in Sophias Alter – an ihrer Doktorarbeit gesessen, hatte wochen-, nein, monatelang nicht geschlafen über dem zwecklosen Versuch, jene Krebszelle zu isolieren, die den Tod ihrer Mutter verschuldet hatte. Und obwohl ihre Mutter seit fast vierzig Jahren tot war, nahm sie es der Zelle noch immer übel, verdrossen, erschüttert über die Hinterhältigkeit, mit der sie aus dem Nichts zur Todesursache wurde, indem sie, binnen weniger Sekunden mutiert, sich lange so gerissen verborgen hatte, dass blanke Utopie war, sie zeitgerecht zu entdecken. Es war ihr gelungen, die Zelle zu beschreiben, ihre Eigenschaften darzustel-

len, sie sichtbar zu machen, über die Jahre ein ausgefeiltes System zu erstellen, das die Früherkennung zum ehesten Zeitpunkt ermöglichte. Doch sie hatte die passende Waffe nicht, hatte keine Therapie, die zur Heilung führte, nichts, das das Wuchern und Wachsen verhinderte und den sicheren Tod des Patienten vermied. Sie hatte sich geschworen, ein Medikament zu finden, und kämpfte seit der Studienzeit dafür. Und genau, wie ihr gelingen würde, jene Krebszelle zu zerstören, die in Fachkreisen den Terminus „Gamma“ trug, so würde Sophia ihren Platz im Leben finden, Sicherheit, Liebe, Zufriedenheit, Glück.

Sie lächelte neuerlich – konnte nicht anders. Man musste die Besorgnis in die Schranken weisen, ihre Nichtigkeit und Ungültigkeit illustrieren, ihr zeigen, wenn sie auftauchte wie ein Geist aus der Flasche, dass sie unbrauchbar, aufgebläht, grundlos war.

Beschwingt ging sie zur Tür, einem Laut hinterher, der von draußen in die Küche gedrungen war. Als sie öffnete, kam sie Sophia zuvor, die vergnügt aussah, stolz, mit selbstsicherem Lächeln.

Rhea trat hin und umarmte sie. Doch Sophia schob sie weg, eine unbedachte Geste, so dass sie, von dem heftigen Impuls getrieben, mit der Hüfte gegen die Kante des Garderobenschrancks stieß.

Arglos schlenderte Sophia durch den Flur, marschierte ins Wohnzimmer, ließ die Tasche aufs Sofa fallen und riss jäh die Arme hoch, wie eine siegreiche Sportlerin.

„Es war alles so einfach, so einfach, *so einfach!*“ sang sie, tanzte, kam Rhea entgegen. „Im November noch zwei Prüfungen, und ich habe das Stipendium! Eins Komma acht – ein lächerlicher Schnitt. Und im Jänner dann nach London, Stadt meiner Träume! Big Ben, die Themse, Buckingham Palace ...“

Rhea schluckte. London. London war tausend Kilometer entfernt, sogar deutlich mehr als tausend Kilometer. Und Sophia in London, in einem grauen Studentenheim, einem

winzigen Zimmer, bestimmt abgewohnt, schmutzig, mit Studienfreunden, die rauchten und tranken, faulenzten, ausgingen, Drogen nahmen ...

„Wunderbar“, versetzte sie mit heiterer Miene und eilte in die Küche, um den Ofen abzuschalten und Teller aus dem Schrank zu nehmen, Besteck aus der Lade, Kerzen aus der Vitrine, Servietten aus der Packung.

Ferdinand würde sich sicherlich freuen. Er war immer begeistert, wenn seiner Tochter gelang, wofür sie gekämpft und gearbeitet hatte. Er würde, wenn er heimkam, Sophia um den Hals fallen, was Sophia ohne weiteres zulassen würde. Er würde anregen, die Leiter der Studentenheime anzuschreiben, womöglich bereits anzufangen, die Koffer zu packen. Ferdinand war unbeschwert, ein fröhlicher Kumpel – er spürte das Wagnis nicht, nicht die Gefahr, die von Sophias mutmaßlicher Abreise ausging. Sie war noch ein Kind, und wenn sie daran dachte, wie sie selbst sich gefühlt hatte, als sie damals im Alter von Sophia gewesen war ... Unbegreiflich mutig, geradewegs sturköpfig, selbstsicher ohne fassbaren Grund. Was hätte alles schiefgehen können vor jugendlichem Leichtsinn, was hätte passieren können, unwiderrufflich!

„Mama, was essen wir?“ erkundigte sich Sophia, die inzwischen am Tisch lehnte und tatenlos zusah, wie Rhea Besteck und Servietten auflegte.

Aus irgendeinem Grund war sie unfähig, zu antworten. Dann merkte sie, dass Tränen in ihren Augen standen. Sie musste sie gleich in die Augenhöhlen zurückdrängen: zurück in die Tränendrüsen, in die Tränensäcke hinein, zurück in den Tränennasengang. Sie durfte nicht zulassen, dass Sophia bemerkte, wie betroffen sie über deren Freude war: Sie durfte doch über ihre Freude nicht weinen. Mütter hatten sich *immer* mit ihren Töchtern zu freuen, ihnen Sicherheit zu geben, Unterstützung, Kraft.

„Mama?“

Sie schluckte und bemühte sich, Haltung zu gewinnen.

„Entschuldige, Sophia, ich bin sehr beschäftigt. Wir essen Gratin mit Zucchini und Kartoffeln, dazu gibt es Radicchio und Rucola aus dem Garten.“

Sophia ging gemessenen Schrittes hinaus, während Rhea erschöpft in den Sessel sank. Sie spürte erst jetzt die Ermüdung und Anspannung, die sich tagsüber in ihrem Körper versammelt hatten, als wäre ihr Körper ein dichtes Gefäß: eine Schale, in der sich die Müdigkeit staute. Sie konzentrierte sich wie immer auf ihre Füße, die Sohlen, verankerte sie am Boden, ließ die Beine schwer werden, schloss sekundenlang die Augen, entspannte sich. Die Besprechung mit Semmler, der Fehler von Birnbaum, der einer Brustkrebspatientin in Aussicht gestellt hatte, sie werde mit hoher Wahrscheinlichkeit gesunden, hatten sie mehr strapaziert als erwartet. Und das anschließende Gespräch mit der Kranken selbst, deren Überlebenschance bei lediglich fünfzehn Prozent lag, hatte ihre Stimmung nicht gerade beflügelt. Hinzugekommen war der Abschied einer Laborassistentin, die mit Ende des Monats in Karenz gehen würde, eine Menge Formalitäten wie Telefonate und Papierkram sowie etliche Befundbesprechungen mit männlichen Patienten, deren Aussichten ebenfalls hoffnungslos waren.

Sie seufzte und rückte die Vase zurecht, in denen die Malven und Sonnenhüte steckten. Alles in allem überwog das Glück. Sie mochte es festhalten, es konservieren. Krebs geschah anderen – nicht ihr, nicht Sophia. Alle waren heil, ihre Welt war heil, darüber musste man sich täglich freuen! Das Heilsein der Welt, darauf sollte man schauen, auf nichts Anderes durfte man sein Augenmerk richten. Und man musste sich abgrenzen von dem Unglück in der Welt, von dem Elend, das sekundenschnell auszubrechen vermochte, Tumoren, die wachsen und wuchern konnten ohne Rücksicht auf die Körper und Seelen der Kranken.

„Sophia, wir essen. Das Gratin ist fertig!“ rief sie. Und als sie das Knacken des Schlüssels vernahm, der sich neuerlich

im Schloss der Eingangstür drehte, erhob sie sich und eilte, breit lächelnd, zur Tür. Ferdinand! Er kam rechtzeitig zum Essen von der Konferenz nach Hause.

Sie öffnete, noch ehe er aufgeschlossen hatte, hob die Arme, schlang sie um seinen Hals.

„Schön, dass du da bist“, sagte sie sanft. „Wir haben noch nicht mit dem Essen begonnen.“

„Fein.“ Er küsste sie flüchtig. „Was gibt es?“

Sie löste abrupt die Hände von seinem Nacken, ihr schien plötzlich, sie seien dort unangebracht. Und Ferdinand half ihr auch noch dabei, indem er sie nahm und ihr praktisch zurückgab.

Sie stand und schaute ihn aufmerksam an. Stimmte etwas nicht, wieso hielt er sie nicht fest? Er hielt sie doch sonst immer, liebevoll, zärtlich. Er schaute so merkwürdig, geradezu mürrisch. Womöglich enttäuscht, zu Hause zu sein. Sein Haar stand seitlich ab, aus der Form gebracht, zerwühlt, die Augen überhaupt nicht auf sie gerichtet, sie schwankten viel eher, schweiften ab: fixierten einen unbestimmten Punkt in der Ferne, vielleicht einen Kleiderhaken, eine Stufe weiter hinten.

„Ferdinand?“

„Ja?“

Nur einen Augenblick sah er sie an. Ihr war, als lasse er sich bloß herab. War etwas an ihr, das er nicht ansehen wollte, das so abstoßend aussah, dass er sich abwenden musste?

Sie ging ihr Gesicht in Gedanken durch. Augenlider mit schimmerndem goldfarbenen Lidschatten, Wimpern mit tiefblauem Mascara geschminkt. Lippenstift, korallfarben, auf dem Heimweg erstanden, weil sie immer gerne ausprobierte, was es neu auf dem Markt gab, und Ferdinand Überraschungen wie diese liebte. Straffe weiße Bluse, Korallencollier, Haare zum Knoten nach hinten gebunden, da Knoten- und Zopffrisuren sich bei der Arbeit bewährten.

Sollte sie sie öffnen, um seinen Blick zu gewinnen?

Sie entfernte sich etwas, löste das Band, während Ferdinand entschlossenen Schritts an ihr vorbeiging und die Küche betrat, aus der Jubelschreie tönten: Sophia, die sich freute, weil ihr Vater zu Hause war, und umherhüpfte, weil sie die Prüfung geschafft hatte. Begrüßung, Unterhaltung, Geplänkel mit Sophia. Dann Sesselrücken, Lachen, Gläsergeklirr.

Für einen Augenblick fühlte sie sich allein. Sie stand und horchte, selbst vollkommen still. Wieso hatte Ferdinand sie so übergangen?

„Rhea?“ rief Ferdinand nach einigem Warten, wohl Minuten, die ihr vorkamen wie die Ewigkeit.

„Ja?“ rief sie verdrossen, mit entschiedenem Lächeln, das ihr schließlich wieder Ruhe und Selbstvertrauen gab. Dann marschierte sie los, in die Küche, zum Tisch.

„Ist alles in Ordnung?“ erkundigte sich Ferdinand, der dabei war, Salat auf die Teller zu häufen.

„Aber sicher“, erwiderte sie und wandte sich ab, zur Abwehr der Übelkeit, die ihr jäh den Appetit auf das Essen verdarb. Denn an Ferdinands Hand, die die Salatgabel hielt, fehlte schon wieder der Ehering.

Sie entschuldigte sich heiser und verließ die Küche. Unglücklicherweise war es ihr anders nicht möglich.